

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 18 (1895)

**Artikel:** Lebenserinnerungen von Prof. Dr. Albert Mousson (1805-1890)  
**Autor:** Mousson, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-984851>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Lebenserinnerungen

## von Prof. Dr. Albert Mousson.

(1805—1890).

---

### 1. Kindheit.

Was ist der Zweck dieser Blätter? Wirklich kein anderer als die eigene Unterhaltung.

Wenn man mit 83 Jahren durch mancherlei Gebrechen in sein Zimmer gebannt ist, auf alle wissenschaftlichen Beschäftigungen, selbst auf die Pflege der Sammlung, verzichten muß und wegen abnehmenden Augenlichtes selbst das Zeichnen aufgibt, womit sollen, um den lieben Umgebungen nicht zur Last zu fallen, die langen Stunden des Tages ausgefüllt werden?

Mich andauernd in die Geheimnisse der Zukunft zu versenken und den kindlichen Glauben in die Barmherzigkeit Gottes zu einem strahlenden Bilde der Herrlichkeit des Jenseits auszumalen, fehlt mir leider die Tiefe und Spannkraft des Geistes. Unterhaltender und lehrreicher für die eigene Selbstkenntniß erscheint mir umgekehrt, die Bilder der Vergangenheit hervorzurufen und die eigene Entwicklung durch seine guten und bösen Phasen zu verfolgen; das entspricht mehr meinem auf die Realität des Lebens gerichteten Sinne.

---

Ich bin den 17. März 1805 in Solothurn geboren, einem der sechs Vororte, in welchen mein Vater als Kanzler der Eidgenossenschaft während der Mediationszeit abwechselnd wohnen mußte. Ich war das jüngste von drei Kindern; die älteste Schwester, Albertine, hatte drei Jahre, der ältere Bruder, Henri, hatte achtzehn Monate mehr als ich. Da in Solothurn kein protestantischer Pfarrer zu finden war, wurde ich zur Taufe nach dem wenig entfernten Leuzigen<sup>1)</sup> getragen.

Meine allerältesten Erinnerungen, aus dem dritten Jahre, datiren von Zürich, wo wir den Untern Berg, unten am Hals-eisen, bewohnten. Dort saß ich oft an dem horizontalen Laden einer Kellerlucke, auf dem ich meine Schälchen und Töpfchen aufstellte. Unserer Wohnung gegenüber lag auf dem Hirschengraben das stattliche Haus zur Krone,<sup>2)</sup> die Residenz des Landammanns Reinhard. Wenn der Mond aufgieng, erblickten wir ihn über dem Dache der Krone und nannten ihn daher la lune du Landammann.

Unsere Eltern waren mit Stockars, die im oberen Berg wohnten, sehr befreundet. Man lud uns Kinder zu dem Christbaum ein, den die uns gleichlaufenden Kinder Stockar erhielten; dem kleinen Gustav ward ein türkisches Klingspiel zu Theil, dessen Glanz und Klang mir so sehr einleuchtete, daß ich zu rufen begann: «moi veux Glinglinglin, moi Glinglinglin», und so heftig fortfuhr, bis man dem weinenden Gustav das Spielzeug wegnahm und mir übergab. Natürlich wanderte es den folgenden Tag, ohne mein Wissen, an seine Bestimmung zurück. Dieser Ausbruch der Leidenschaft ist mir noch heute unbegreiflich, da ich sonst ein schwächlicher, scheuer und furchtsamer Junge war.

Mein Bruder war mir sehr überlegen und kramte Weisheits-

---

1) Die nächste bernische Pfarrei.

2) Jetzt das Haus zum Rechberg.

sprüche aus, die mich in Staunen versetzten. So frug er mich einmal: „Bebé (Albert), sais-tu, ce que c'est un médecin?“ — „Non Lili (Henri).“ — „C'est un homme, qui visite les malades, les aide à mourir, leur met un obole dans la bouche et les envoie à l'autre monde.“

Das belebende Element unseres Trio war aber meine Schwester Albertine, die mit unerschöpflicher Imagination Geschichten und Komödien erfand. Sie nannte sich Madame Borédon, Bruder Henri hieß Mr. Kasabondi und ich, das stille und schweigsame Stöckchen, Mr. Pipepidi.

Ich will hier einschalten, was wir von dem schweren Lebensanfang meines Bruders erzählen hörten. Er erblickte das Tageslicht fünf Wochen zu früh und lag da als ein elendes Würmchen, so daß Hebamme und Arzt ihm das Leben absprachen. Unsere gute Mutter konnte diesen Entscheid unmöglich annehmen und erzwang es, wie durch eine höhere Eingebung, daß man das arme Körperchen in ein warmes Bad von starkem Wein lege. Da begann es sich etwas zu regen. Nachdem man die Behandlung mehrere Male und mehrere Tage wiederholt hatte, krabbelten die Beinchen und Armchen, die Augen öffneten sich, der Mund suchte nach Nahrung, das Stimmchen ließ sich vernehmen, kurz das Leben war vollständig wieder zurückgekehrt. Welch' ein Sieg der Mutterliebe über die Weisheit der Aerzte! Henri blieb mehrere Jahre zart und schwächlich, dann aber entwickelte er sich rasch zum kräftigen und rüstigen Knaben.

Später war einmal große Wäsche im Hause. Auf einer langen Bank waren die Bütteln aufgestellt, an denen die Wäscherinnen ihre Kunst übten. Da brachte der Bäckerjunge drei große Brote, die er zufällig auf das Ende der Bank aufeinander legte. Der kleine Henri — er mochte gegen 3 Jahre alt sein — kletterte hinauf und setzte sich auf das oberste Brot mit dem Freudenruf: „Je suis le roi aux pains.“ Damit plumpste er

in die nahe Bütte mit siedender Lauge. Er erhob ein furchtbares Geschrei und war in der That am ganzen Körper roth wie ein Krebs. Indem man ihn den ganzen Tag im kalten Wasser hielt und nachher mit Del und Butter bestrich, gelang es, die Entstehung von Blasen und Wunden zu hindern; doch dauerte es viele Wochen, bis die Schmerzen aufhörten und die Haut sich erneuert hatte.

An die Reihenfolge unserer sechs wechselnden Wohnorte erinnere ich mich nicht mehr<sup>1)</sup>. Aber an jeden knüpften sich kleine Ereignisse, die sich dem Gedächtnisse einprägten.

In Freiburg war uns eine alte patrizische Wohnung angewiesen. Eßzimmer und Salon waren hohe, dunkle Räume mit einem einzigen Fenster, mit alten zerrissenen, von Goldbleisten eingefassten Gobelintapeten. Da das Haus Jahre lang leer geblieben, hatte eine Bevölkerung von Mäusen darin ein Kanaan gefunden. Wenn wir am Tische saßen, schlüpfte eines der Thierchen nach dem andern aus einem Loch hervor, bis es um den Speisetisch an solchen wimmelte. Nach Tisch knieten wir Kinder, die Ellenbogen auf ein Tabouret gestützt, auf den Boden und streuten Krumen in die kleine Gesellschaft, die an denselben nagte und zerrte. Wie glücklich, wenn es uns gelang, den Sammetpelz oder das wurmartige Schwänzchen eines der Geschöpfchen zu berühren. Deffnete Jemand zufällig die Thür, so stob die Schaar erschreckt auseinander, und im Nu war das Zimmer wieder todt und unheimlich wie vorher.

Auf dem Platz vor unserem Hause war die Hauptwache, wo ein Duzend Soldaten mit Korporal und Tambour die Stadt bewachten. J'oson le tambour war wenig beschäftigt und besuchte

---

<sup>1)</sup> Die Reihenfolge war: 1805 Solothurn, 1806 Basel, 1807 Zürich, 1808 Luzern, 1809 Freiburg, 1810 Bern, 1811 Solothurn, 1812 Basel, 1813—1816 Zürich, 1817 und 1818 Bern, 1819 und 1820 Luzern.

uns oft; er lehrte uns knallende Peitschen machen, aus Binsen Körbchen flechten, aus Holz kleine Stühlchen und Tischchen fabriciren, zeigte uns an einem Kettchen einen jungen, gezähmten Fuchs, der uns sehr unterhielt.

Vor der Hauptwache, dem Publikum zur Schau gestellt, stand ein zylindrisches, aus Latten gebildetes Schilderhäuschen, das eine besondere, jetzt wohl unbekannte, Bestimmung hatte. Für kleine Dienstfehler nämlich steckte man die Soldaten und wohl auch andere Deliquenten hinein und drehte mittelst Zahnrad und Kurbel das Häuschen so lange herum, bis dem armen Teufel Sehen und Hören vergieng. Joson ließ auch uns bisweilen die Freude des Drehens erfahren und prägte uns so auf handgreifliche Weise die scheinbare Drehung der Sonne um die Erde ein.

An Bern — das wir später wiederholt besuchten — knüpften sich die lebendigsten Erinnerungen an unsere vortrefflichen Großeltern Jth, zumal wir im gleichen Hause, dem Dekanate, sie unten und wir oben, wohnten. Meine Großmutter, eine Walthard, war eine sehr schöne Frau und schon zweimal Wittwe gewesen. Wenn sie Abends ihre Patience machte, saß ich still und fromm neben ihr und bewunderte das Spiel ihrer hübschen Hände.

Dekan Jth besaß eine große Gelehrsamkeit, er sprach und schrieb Lateinisch und Griechisch mit gleicher Eleganz, wie Deutsch, Französisch und Englisch. Aber auch in andern Wissenschaften war er zu Hause, was übrigens damals von einem wahren Gelehrten verlangt wurde. Er schrieb unter anderem ein Werk in zwei Bänden über Anthropologie und hinterließ Hefte, unter denen ich später eine mathematische und physikalische Geographie entdeckte. Mehr noch als seine Stellung an der Spitze der bernischen Geistlichkeit, verschaffte die von ihm geleitete Organisation der Akademie, welche bis zur Gründung der Hoch-

schule in den dreißiger Jahren als Muster solcher Anstalten galt, ihm einen hohen Ruf und eine große Popularität.

Die Wände seines Studierzimmers waren bis zur Decke mit Büchern besetzt. Eine mit grünen Vorhängen gedeckte Thür führte in ein dunkles Nebenkabinet, das uns mit neugieriger Bangigkeit erfüllte. Man entdeckte da einen Globus, eine Luftpumpe, eine Elektrirmaschine und andere räthselhafte Instrumente, besonders aber in einer Ecke einen hohen Glasschrank mit einem menschlichen Skelett. Ein- oder zweimal im Jahr wurde uns eine *Laterna magica* mit *Fantasmagorie* vorgeführt, und wir erbehten vor Schreck, wenn ein weißes Gespenst oder ein Mörder mit seinem Dolch aus weiter Ferne immer größer werdend, zu uns heranrückte. Großpapa's Studierzimmer verschaffte uns jedoch noch weit freundlichere Genüsse. Er war nämlich ein besonderer Freund von Kanarienvögeln, deren ein Halbduzend zwei große Käfige auf einem Tischchen vor einem sonnigen Fenster bevölkerten. Besonders unterhielt uns das Spiel der kleinen Brut und von da stammen die Worte, die ich einmal an meinen Vater schrieb: „Sie gümperleten ganz blutt in der Kräze herum.“ Die Vögel waren so zahm, daß man sie bisweilen im Zimmer herumfliegen ließ, da der Großpapa sie dann pfeifend mit einer langen Fischruthe, auf die sie sich setzten, herabholte.

Gegen uns war er immer ungemein freundlich. Meiner schwachen Gesundheit wegen brachten wir einige Wochen auf dem Lande zu, in dem einer Frau Brunner gehörenden Spitalacker. Abends kam gewöhnlich der Großpapa hinaus; wir spähten an der Gartenecke, bis wir den Dreispiz, das lange Mehrrohr mit Elfenbeinknopf, die kurzen Hosen und Schnallen über das weite Feld heranwandeln sahen. Dann eilten wir auf ihn zu und waren sicher, in der Tiefe der Rocktaschen einige *Diablotins* zu entdecken.

Von einem zweiten Aufenthalte in Solothurn 1811 ist mir wenig mehr geblieben: Der Pudel des Herrn Staats= schreiber Gasser, der so schön apportirte, sein Diener, der Toni, der unsere zerrissenen Kleider flickte, vor allem der prachtvolle Komet, den wir, von einem Spaziergange zurückkehrend, am süd= lichen Himmel leuchten sahen. Das Gefühl der Unendlichkeit und der Wunder der Schöpfung ergriff mich zum ersten Mal und zwar so heftig, daß ich des Abends weder reden noch lachen konnte und des Nachts keinen Schlummer fand.

Unsere Wohnung, eine recht bürgerliche, war im Hause eines Bäckers, und es gieng auch Alles recht bürgerlich zu. Mein guter Vater, der nur hochdeutsch sprach, mußte lachen, wenn die Treppe hinab die Stimme der Mutter erschallte: „Babeli!“ — „Waseli?“ — Bringet mer doch es Kacheli!“ — „Es Kacheli soll i bringe?“ — „Ja Babeli.“ — Oder wenn ich aus meinem Bettchen rief! „Seppli“ (unsere alte Kindsmagd Henriette Durussel) „der Grittibenz ist im Ofenloch!“ So hieß das aus Pastetenteig gemachte und mit 3 Rosinen als Augen und Mund versehene Männchen, womit uns bisweilen der Haus= besitzer beglückte.

Reich an mancherlei Erlebnissen war der Aufenthalt im Steinhof in Basel. Das an der Ecke des Münsterplatzes gelegene Gebäude hatte weitläufige Hinterräume und einen Hof mit einigen Gartenbeeten. In den Hinterräumen lagen die Zügelkisten der Kanzlei aufgethürmt, zwischen denen wir uns Stübchen und Schaukeln einrichteten. Wir lebten in Mitte von mancherlei Thieren, der große Hofbrunnen war von Fischen bevölkert, im Hühnerhof gackerten Hühner und wackelten Enten. Hinten im Holzhaus hielten wir eine Familie von Kaninchen, die sich so sehr vermehrten, daß wir nicht genug Kohl auftreiben konnten und viele wegschenken mußten. Der Kolonie stand als Patriarch ein alter gelber Bock, mit Namen Mani vor, der

aber keineswegs väterlich regierte und oft die kleinsten Enkel zu Tode biß.

Einstmal brachte die Magd eine kleine Gule vom Markt, deren sich die Schwester ganz besonders annahm. Leider starb das Thierchen nach kurzer Zeit an einer Indigestion. Es wurde ein feierliches Leichenbegängniß nach dem Gärtchen angeordnet, an dem außer uns unser Lehrer und die beiden Mägde, da es regnete, mit Regenschirmen theilnehmen mußten. Nachdem die Schachtel mit der in Blumen gebetteten Leiche beigesezt, wurde ein Stein aufgerichtet, auf den ein Zettel mit folgender Dichtung meiner Schwester geklebt wurde:

Ci-gît hibou,  
Notre bijou.  
Il ne vécut qu'une semaine.  
Par trop de foie  
Il avala  
Et en perdit l'haleine.

Der Hof war mit feinem Kalkgrien überstreut, in dem ich allerlei kleine Petrefakte entdeckte. Ich warf den Reif, mit dem ich spielte, auf's ungefähr in den Hof hinaus, sezte mich in die Mitte desselben und sammelte in eine Schachtel die Steinchen Ammoniten, Terebrateln, Entkriniten u., die sich in dem Kreise fanden. Das war die erste Aeußerung des Sammeltriebes, der mich durch mein ganzes Leben bis zum heutigen Tage begleitet hat.

Da unser Wanderleben den Schulbesuch ausschloß, hielt unser Vater während mehrerer Jahre einen Hauslehrer, einen Herrn Meyer, später, wie ich glaube, Pfarrer in Glattfelden. Er war ein großer Mann mit rothem Backenbart, mit Brille vor den grauen Augen und aufgeworfenen Lippen, der sich leicht erzürnte, daß das Roth in Nase und Wange stieg. Wir saßen beim Unterricht an einem großen Tisch beim Eßzimmer; ich an der einen, Bruder Henri an der andern Seite des Lehrers. Mit

mir gab er sich wenig ab, da meine Kränklichkeit jede Anstrengung verbot; um so mehr wurde mein guter Bruder, dessen Gedanken stets anderswo weilten, mit Deklinationen und Konjugationen überschüttet. Sah dieser dann das Roth in des Präzeptors Gesicht emporsteigen und seine Finger zu einem Haarrupf sich krümmen, so sprang er auf und flüchtete sich auf eine andere Seite des großen Tisches. Herr Meyer folgte eben so schnell und als dritte Person unsere treue Seppli, die am Fenster arbeitete und bei allen Anlässen unsere Partei nahm. So jagten sie oft 3 und 4 Mal um den Tisch herum, bis es der Henriette gelang, den Rockzipfel des Herrn Lehrers zu packen, was dem kleinen Flüchtling die Gelegenheit bot, durch die Thür zu entweichen. Nachher freilich folgte ein Sermon, doch ohne Handgreiflichkeit, welche der Vater nicht gestattete. Herr Meyer redigirte am Ende eines Monates einen viele Seiten langen Bericht über unser Benehmen, in welchen vier Fünftheile vom Bruder handelten. Bald sahen die Eltern, daß es so nicht lange mehr gehen konnte und übergaben meinen Bruder auf mehrere Jahre meinen Großeltern in Bern, wo er die so geheiße grüne Schule besuchte und ein tüchtiger Schüler wurde.

In Luzern waren wie zwei Male. In das erste Mal, als wir noch recht klein waren, fällt der folgende Vorfall. Wir wohnten auf dem Platz, der zur Todtentanzbrücke führt. In der naheliegenden Mühle befand sich ein großer doggenartiger Hund, mit dem wir gute Freundschaft schlossen; wir konnten ihn an Ohren und Schwanz zupfen, seine große Schnauze streicheln, auf ihm sitzen und liegen, und er blickte uns immer nur mit gleich gutmüthigen Augen an. Einstens hatten wir auf gleiche Weise am Morgen mit ihm gespielt, da kündigte man uns Nachmittags an, man habe ihn wegen Tollwuth abthun müssen. Durch ein wahres Wunder waren wir einer entsetzlichen Gefahr entronnen.

Bei dem zweiten Besuch wurde dem Kanzler und der Kanzlei die alte Nuntiatur angewiesen, ein stattliches Gebäude mit Hof und Garten. Ich erinnere mich des Unterrichtes, den mir und meinem Kameraden Karl Hauser, Sohn des Staatschreibers, ein frommer, blasser, bescheidener Seminarist mit Namen Walder gab. Er hatte seine Klosterschule nie verlassen, daher waren wir vielgereizten Knaben ihm in vielen weltlichen Dingen weit überlegen und setzten ihn durch unsere unbescheidenen Fragen oft in Verlegenheit. Von Respekt war natürlich keine Rede, und wir machten keinerlei Fortschritte, obgleich ich jetzt von der Güte und Gründlichkeit seines Unterrichtes überzeugt bin. Es gehörte eben eine Vorzüglichkeit des Charakters, die uns fehlte, dazu, um die Goldkörner aus dem Sande herauszufinden.

Eine Spukgeschichte beschäftigte Monate hindurch das Publikum unseres Quartiers. Von unserem Hinterhause nach dem Vorderhause führte an der hohen Hofmauer hin eine hochliegende gedeckte Gallerie, die an der Kapelle der Nuntiatur begann und am Vorderhause endete. Da tauchte denn bisweilen eine weiße Gestalt aus der Kapelle hervor, wanderte langsam durch die Gallerie, um an der Rükenthür des Vorderhauses zu verschwinden. Abergläubische Gerüchte aller Art tauchten auf, bis spät in die Nacht lauſchte neugieriges Volk in den Hof hinein, aber dann zeigte sich nichts, und es vergiengen oft Wochen, bis das Gespenst wieder erschien. Um sich zu überzeugen, auf welcherlei Füßen es eigentlich gehe, streute man endlich feinen Sand auf den Boden der Gallerie, und nun zeigten sich die Abdrücke grober, genagelter Schuhe. Damit war die Liebesgeschichte der Köchin des Vorderhauses entdeckt, und nachdem das Paar fortgejagt, hörte man nichts mehr vom Spuk der Kapelle.

Mit dem Jahre 1812<sup>1)</sup> gelangten wir wieder nach Zürich,

---

<sup>1)</sup> Ende 1812.

wo man den südwestlichen Theil des Obmannamtes für die Kanzlei umgebaut hatte. Die Zimmer lagen alle in einer Flucht, längs welcher ein langer Gang hinlief. Dieser endete mit einer Thür, die in die zweite Hälfte des noch unveränderten Klostergebäudes führte. Sie bestand in einem einzigen ungeheuern Raume mit 18 Fenstern, dem einstigen Refektorium des Klosters. Hölzerne, rohgeschnitzte Säulen trugen die mit Sternen und Monden bemalte Decke, an den Wänden erkannte man Malereien: Arabesken, Blumen, Thiere und Heilige; den Boden zierten farbige Backsteinplättchen. Natürlich war das in der Freistunde ein herrlicher Tummelplatz für uns. Abends wurde die Thür sorgfältig geschlossen, denn es jagte, zischte und rasselte von Mäusen und Ratten auf die unheimlichste Weise in dem Maße, daß keine Katze es aushalten mochte. Uebrigens ließ das zudringliche Volk selbst unsere Wohnung nicht unverfehrt. Als einmal die Köchin eine wenig benutzte Pfanne vom Gestell herabholte, leuchteten ihr zahlreiche schwarze Neuglein einer ganzen Mäusefamilie entgegen.

Wir blieben die vier langen Jahre in Zürich, während welcher die Geschichte Europa's sich umgestalteten. Es folgten aufeinander der mißglückte Feldzug Napoleons nach Rußland<sup>1)</sup>, die Schlacht bei Leipzig, die Verbannung nach und die Wiederkehr des Kaisers von Elba, endlich die Schlacht von Waterloo, die der Tyrannenherrschaft ein Ende machte. Das Werk der Umgestaltung wurde dann von dem Wienerkongreß an Hand genommen, und auch die Schweiz tauschte ihre Mediationsverfassung mit sechs Vororten in die kaum bessere Restaurationsverfassung mit drei zweijährigen Vororten um.

Der Haß gegen den Welttyrannen war zuletzt so groß geworden, daß er selbst auf die Kinderstube sich erstreckte. Bruder

---

1) Dieser fällt noch in die Basler Zeit.

und ich hatten für uns ein abgelegenes kleines Kabinet, das wir mit Schlachtenbildern behängten, in der Mitte aber prangte ein ellenlanges Bild, das den Teufel und seine Großmutter darstellte, wie sie Kaiser Napoleon auf den Armen schaukelten; darunter standen die Worte: „Das ist unser lieber Sohn, an dem wir ein Wohlgefallen haben.“

Henri und ich waren keineswegs musterhafte Brüder. Wir stritten uns oft mit Worten, bisweilen auch mit Händen und Füßen. Wir maßen unsere Kräfte und wälzten uns ringend nicht auf dem Boden, wohl aber auf einem alten Kanapee herum. Ich war der behendere, er aber der stärkere. Hatte er mich endlich unten, so sagte er gutmüthig: „Albert, jeß wemmer's la gut sy.“

Die Mutter hielt an der alten Uebung fest, daß, wie die Zimmer und Schränke zwei Mal im Jahr gründlich geputzt wurden, auch der innere Körper einer zweimaligen gründlichen Reinigung bedürfe. Wir drei Kinder wurden daher im Frühling und Herbst an bestimmten Kalendertagen mit Latwerge gefüttert, die wir als Confitüre gar gerne einnahmen. Da ertönte dann der Ruf:

„Das Layament ist in dem Haus!  
Da freue man sich ein und aus!  
Burli-Burlarum!“

Meiner vielen Kopfschmerzen wegen machte meine Mutter mit mir einen Luftaufenthalt in Berg, bei den uns befreundeten Escher von Berg. Ich brachte den ganzen Tag in der Luft zu und begleitete oft den Jäger mit seinem Hunde auf seinen Streifzügen durch die Gebüsche des Rheinabfalles. Der Hund war so gut abgerichtet, daß es einmal gelang, einen Hasen in seinem Schlupfwinkel bei den Ohren zu packen und lebendig nach Hause zu bringen. Viele Stunden brachte ich spielend mit Fräulein Cecile, meiner Jahrgängerin, im Garten zu, namentlich lagerten

wir uns oft hinter der Charmille im Grase, ihr mit rothem Band geschmücktes Schäfchen mit Blättchen und Blumen zu speisen.

Weniger idyllisch war es, daß, als ich am Sonntag gar zu schnell in den Kuhstall eilte, meine kuhwarme Milch zu trinken, ich ausglitt und in eine gewisse verdächtige Rinne fiel. Welche unendliche Mühe gab sich meine Mutter, den ungeschickten Jungen zu reinigen und umzukleiden, besonders den schönen weißen Sonntagskragen wieder herauszustellen. Sie hoffte damit zu meiner Ehre die ganze Geschichte geheim zu halten; aber gleich beim Frühstück machte Frau Escher die Bemerkung, sie begreife nichts von dem sonderbaren Geruch, der das ganze Haus erfülle, was die Wahrheit an den Tag brachte.

Während dieser Jahre konnte auch ich meinen Bruder in die Schule begleiten, doch meiner Kränklichkeit und der Zeitumstände willen nur sehr unvollständig. Wir besuchten das im Kuriß installirte Privatinstitut des Herrn Schoch, welches der Bürgerschule große Konkurrenz machte. Herr Pfarrer Schoch, dessen Unterricht ich jedoch nicht genoß, war ein geistvoller, die Knabenwelt sehr anregender Lehrer. In der Woche zwei Mal zog er mit der Bande von etwa 60 Schülern auf eine Wiese vor Stadelhofen am See. Während einer Stunde arbeitete man, wie in den heutigen Knabenhorten, mit Hacke und Schaufel an Gartenbeeten, dann aber lagerte man sich im Kreise um den Pfarrer, der lange, spannende Geschichten zu erzählen wußte. Zwar ist mir keine derselben im Gedächtniß geblieben; allein der Eindruck einer großen Bewunderung für den Erzähler und der moralische Ansporn zum guten Handeln haben angedauert. Der Bruder des Pfarrers, der Schreiber Schoch, war ein Grobian und eben so sehr gefürchtet als gehaßt. Namentlich hatte er eine furchtbare Hand, die zwar schöne Buchstaben zeichnete, aber

mittelft zweier riesigen Finger auf Kopf und Hände, wie mit Holzleisten, traf.

Als die Oesterreicher die nördliche Schweiz überschwemmt, war für uns Schulbuben eine herrliche Zeit. Der eine oder andere von uns schwänzte den Unterricht, um an dem Kronen- oder Niederdorfthor den Trompetenstößen der ankommenden Kriegsschaaren zu lauschen. Wie er dann die freudige Nachricht brachte, war vom Lernen keine Rede mehr; die Schule wurde entlassen, und alles stürzte sich auf die Straße oder auf den Graben, die aufgestellten Kürassier-Regimenter oder die langen Wagenzüge mit Kriegsgeräth und Vorräthen aller Art anzugafften. Mich zog namentlich die Feldschmiede an mit ihren vielen Instrumenten, die mir von einem ältern Freund näher erklärt wurden. Der leider kurz nachher verstorbene Sohn des Herrn Heß im Beckenhof hatte ein ganz besonderes Talent für Mechanik und reproduzirte mit Holz, Carton und Farben alle verschiedenen Militärfuhrwerke bis in's Kleinste mit einer Treue, die mich mit Entzücken erfüllte.

Jedenfalls war mein Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger; Wochen, ja Monate lang blieb ich auf meinem Kanapee ausgestreckt, an Kopfschmerzen leidend, die mich von Geburt an begleiteten. Man behandelte mich als einen armen, schwächlichen Jungen, dem man nichts versagte, um ihn nicht weinen zu machen, und der sich nie aufraffen lernte. Selbstmitleid und Bequemlichkeit gefielen sich an diesem trägen häuslichen Leben. Es wurde viel und vergeblich medicinirt. Man versuchte selbst eine Kur im Gurnigel, wohin mich die gute Mutter begleitete und das damals zu den bescheidenen bürgerlichen Bädern gehörte. Ich erinnere mich, wie damals ein Altersgenosse von mir, ein junger Talleyrand, ein Sohn des französischen Gesandten, ebenfalls die Kur machte, und wie wir zusammen in der Gegend umherstreiften. Einstmals nach dem Essen ausfliegend, verloren

wir uns in den dunkeln Waldungen, die gegen Blumenstein hinabreichen; ein Gewitter brach los, und wir hörten ganz naß und bei einbrechender Nacht die Stimmen der Diener, die uns zu suchen nach allen Seiten ausgesandt worden waren.

Meine langen Tage auf dem Ruhebett wurden mir durch zwei Dinge angenehm verkürzt, die offenbar an gute Saiten meines geistigen Wesens anschlugen. Martin Usteri, der sinnige, liebenswürdige Dichter, hatte Mitleid mit mir und erkannte bald meine Freude an Bildern. Er schickte mir dann während Monaten, zur Wiedererneuerung nach vierzehn Tagen, Chroniken und Bilderbücher aller Art, an denen Auge und Hand sich im Nachzeichnen üben konnten. Dem verdanke ich es, daß ich am Ende ohne eigentliche Studien Thiere und Menschen in etwas richtigem Verhältniß der Glieder und Stellungen wiedergeben konnte.

Noch mehr aber sprachen mich die Besuche unseres Arztes Herrn Dr. Lavater im Waldris an. Er besaß eine sehr schöne Muschelsammlung. Wenn er freundlich an meinem Bettchen saß, mir über seinem weißen Jabot zulächelte und schließlich in die Taschen langte, so glänzten meine Augen, denn ich wußte, daß er mir zum Geschenk irgend ein buntes Schnecklein herausholte. Sie wurden sorgfältig zwischen Baumwolle in eine Schachtel gepackt und bildeten eine kleine Sammlung, die ich viel bewunderte und mit Bleistift und Pinsel wiederzugeben trachtete. Damit auch war der Anfang der Conchyliensammlung gelegt, welche durch mein ganzes Leben die Ausfüllung müßiger Stunden bildete und jetzt nach mehr als 70 Jahren zu einem ansehnlichen Umfang angewachsen ist.

In die Zürcherjahre fällt auch die erste Luftfahrt, die wir mit unserem guten Vater nach Glarus machen durften, wo er einen guten Freund, Landammann Joachim Heer, zu besuchen gedachte. Da weder Dampfschiffe noch Eisenbahnen existirten, wurde per Wagen gereist und in Kapperswyl übernachtet. Wir

Brüder waren so von Lust und Freude begeistert, daß, als Nachts der Mond glänzend über dem See aufgieng und in unser Schlafzimmer schien, wir jubelnd aus dem Bettchen sprangen und im Hemd im Zimmer herumtanzten. Nur mit Mühe brachte man uns wieder unter die Decken.

Mit 1816 hatte die vierjährige Tagssatzung ihr Werk vollendet, und es begann der zweijährige wechselnde Aufenthalt in Zürich, Bern und Luzern. Der letzte Tag in Zürich wurde mir noch recht vergällt. Man war mit Packen beschäftigt und alles im Hause in einer großen Unordnung. Meine gute Mutter, die an ihrem Schreibtisch ihre Rechnungen abschloß, wurde einen Augenblick von der Magd herausgerufen. In diesem ganz kurzen Momente verschwand aus einem Fach des Schreibtisches mein Sparbeutelchen, von vielen andern Sachen dieses ganz allein. Da alles Suchen nichts ergab, lag ohne Zweifel ein Diebstahl vor. In der That hatte man den Morgen durch ein zweideutiges Subjekt mit braunem Kittel und eingedrücktem Hut zwischen den Kisten und Koffern umherschleichen sehen, das später auch von der Polizei nicht wieder gefunden werden konnte. Mein Sparbeutelchen war nicht reich, enthielt indeß einige wertvolle Gold- und Silbermünzen, die ich einige Male des Jahres bewundern durfte. Meine guten Verwandten steuerten zum Ersatz des Verlustes bei; nichtsdestoweniger blieb mein Beutelchen viel magerer als das meiner Geschwister.

Man glaubt kaum, welche Mühe und Arbeit die Uebersiedlung an einen neuen Ort mit sich brachte. Während in allen Häusern sonst die Neujahrswochen eine Zeit des Friedens, der Freude und des Familienlebens war, wurde sie uns und besonders unserer guten Mutter, die es 16 Mal erleben mußte, eine wahre Marterzeit. Es war nämlich angenommen, daß der Kanzler den 1. Januar, den Dreispitz unter dem Arm und den Degen an der Seite, mit dem ganzen Kanzleipersonale dem neuen

Landammann seine Aufwartung machen sollte. Das wie eine Lawine anwachsende eidgenössische Archiv verlangte zu seinem Transporte nicht weniger als 3 sechsspännige Frachtwagen, wie man sie jetzt gar nicht mehr kennt, der ganze Haushalt des Kanzlers, des Kriegssekretärs und der ständigen Schreiber 4 andere Wagen. Und der gewaltige Zug von 7 Frachtwagen mit 42 Personen bedurfte drei bis vier Tage, um mit den 3 vier-spännigen Personenkutschen gleichzeitig einzutreffen.

Zur Besorgung der weitschichtigen Verpackung ließ man einen gewissen Stegmann, einen Virtuosen in seinem Fache, mit vier Gefellen von Bern her kommen. Er war ein kleiner, stämmiger Mann mit mächtiger Nase und kurzen grünen Hosen, die er, in Ermangelung von Trägern, beständig emporzog. Er besaß ein besonderes Geschick, die großen Kisten zu füllen, sie auf die Wagen zu laden und diesen mittelst Stroh und einem übergespannten Segeltuch zu einem runden, riesengroßen Elephanten zu gestalten. War das Werk vollendet, so mußte ein tüchtiger Rausch getrunken werden, und man trat die Reise mit einer blutigen Nase an. Bedenkt man endlich, daß das alles in der grimmigsten Winterkälte und bei fußhohem Schnee abgespielt wurde, so begreift man die große Erleichterung, die eintrat, als die sechs Vororte auf drei und schließlich auf einen reduziert wurden.

Einmal geschah es auch, daß der lange Wagenzug einen ganzen Tag im Schnee stecken blieb, weil die Ladung für die Deffnung der Mellingerbrücke zu hoch war und theilweise abgeladen und jenseits wieder aufgeladen werden mußte.

Während der beiden folgenden Jahre besuchte ich in Bern eine Privatschule. In ihr aber, wie in der grünen Schule, herrschte damals ein Geist des Leichtsinns und der Ungebundenheit. Die Knaben belustigten sich Abends, den kleinen Krämern die Lichter auszulöschen, die Mägde, die Wassergelten auf dem Kopfe trugen, durch Schneeballen zu erschrecken, oder quer durch die Lauben

Schnüre zu spannen, über welche die Leute stolperten. Bruder und ich machten nicht mit, hatten jedoch den Muth nicht, dem Unfug entgegenzutreten.

Einige Jahre früher war der Skandal in der grünen Schule noch viel ärger gewesen. Aufgestachelt durch Kriegs- und Räubergeschichten, bildeten 15- und 16-jährige Jungen aus den besten Familien eine ganz geordnete Räuberbande, welche in der Umgebung ganz bedeutende Diebstähle verübte und in einer Höhle im Bremgartenwald ohne weiteren Zweck zu einem großen Vorrathe anhäuften. Man überraschte endlich die saubere Bande. Da ihre Mitglieder gute Namen trugen, begnügte man sich, sie einige Jahre aus dem Kanton zu verbannen und die Sache möglichst geheim zu halten.

Das Jahr 1817 brachte mir in Folge von Erkältung eine heftige Brustfellentzündung. Ich erinnere mich ganz gut des großen, schmerzhaften Blasenpflasters, das man mir um den Leib legte, und des eigenthümlichen Gefühles, als der Arzt Dr. Luz die weiße Haut mit einer Pincette wie ein Blatt Papier ablöste. Die Fieberkrisis ging schließlich vorüber, hatte jedoch eine langsame Genesung zur Folge. Ohne je Athembeschwerden zu empfinden, hat sich jedoch meine Brust seit jener Krankheit weniger entwickelt als der übrige Körper.

Eine große Freude in meiner Krankheit war mir mein liebes, schwarz und weiß gefärbtes Büßi. Es war ein sanftes, zutrauliches und gescheidtes Thierchen, das durch Aufspringen an die Klincken die Thüren zu öffnen wußte. Einstmals, als die Eltern eine große Gesellschaft hatten, gieng plötzlich die Saalthüre, wie zum Eintritt eines neuen Gastes, auf, und herein kam mit gehobenem schwarzem Schwänzchen mein Büßi hereinspaziert, als gehörte es auch zur Gesellschaft. Es lag viel auf meinem Bettchen und überraschte mich zuletzt mit drei kleinen Jungen, deren Herkunft ich nicht zu erklären wußte.

Auf andere Weise erfreute mich ein kleiner Betrug, den meine Eltern, gestützt auf meine Schneckenliebhaberei, an mir begiengen. Man brachte mir Badschwämme, in deren verworrenen Höhlen Muscheln steckten, die herauszugrübeln mich stundenlang freudig beschäftigte. Als ich zum ersten Mal wieder in Gesellschaft spazieren durfte, entdeckte ich im Bache des Philosophenweges gleichfalls Schnecken, die siegreich herausgefischt wurden. Wie aber diese mir wohlbekanntem Meerthierchen in den Bach gelangten, war mir ein Räthsel, an dem ich Wochen lang grübelte, bis mir endlich klar wurde, daß alle diese Schalen vom Karitätenkrämer Wisard herstammten und von meinen lieben Leuten in die Schwämme gesteckt und in den Bach gestreut worden waren.

Das Jahr 1818 in Luzern war ein recht schönes. Die Augen fiengen an mir über die Herrlichkeiten der Natur aufzugehen, über die lieblichen Hügel, welche die Stadt umgeben, und das prachtvolle Panorama der kleinen Kantone. Mit einem improvisirten Freunde, Niklaus Pfyffer, dem Sohne des Stifters des Löwendenkmals, streifte ich an guten Tagen durch Wald und Flur; wir fuhren in kleinem Rachen über den klaren Spiegel des Sees und suchten mittelst Angeln und Reusen Fische zu fangen, was selten gelang.

Meine gute Mutter hatte eine große Aversion vor dem Wasser und nahm selten an Lustfahrten Theil, die eben auf diesem See so einladend sind. Einmal zu Ehren einiger Gäste ließ sie sich bereden, nach Stansstad mitzufahren. Der Morgen war prachtvoll, und wir unverschämte Kinder erlaubten uns, über ihre Furcht zu spötteln. Mittags in Stans verdunkelte sich plötzlich der Himmel mit drohenden Wolken. Man beschloß zur Sicherheit statt auf dem weiten Seewege durch eine kurze Ueberfahrt nach Horw und dann zu Land nach Luzern zurückzukehren. Kaum abgefahren, brach mit furchtbarem Losen ein heftiges Ge-

mitter hinter dem Pilatus hervor, wie ich es nie erlebt habe. Trotz der fünf Ruderer wurde das Schiff wie ein Ball hin und her und zuletzt, unweit des Strandes, auf eine Klippe geworfen, wo es schwankend hängen blieb. Die Schiffer mußten uns durch und durch triefend durch das Wasser nach den Häusern tragen, wo man sich möglichst zu erwärmen und zu trocknen trachtete, bis endlich nach Mitternacht Kutschen eintrafen, um uns nach Hause zu bringen. Mutter hatte sich wunderbar ruhig und kaltblütig verhalten und begnügte sich, statt langer Rede, uns mit dem Finger nach oben zu weisen. Später hat sie, wie ich glaube, kaum mehr ein Schiff betreten.

So auch begleitete sie uns nicht, als der Vater die Schwester und mich zu einem Aufenthalte nach Seelisberg mitnahm. Die Aerzte schickten ihn dahin, als er durch die Anstrengungen einer langen, mühsamen Tagsagung ganz erschöpft war. Er nahm nämlich seine Aufgabe so gewissenhaft und pünktlich auf, daß jeden Tag das lange Protokoll des vorigen Tages, und zwar in einer Klarheit und Vollständigkeit, die noch jetzt in den Abschieden als unerreichtes Vorbild gelten darf, verlesen wurde. Das geschah aber auf Unkosten der Nächte, die oft auf eine oder zwei Stunden abgekürzt wurden. Natürlich erschöpften sich die Kräfte seiner sonst so starken Natur, und es folgten heftige Migränen, die einen ernsten Anfall befürchten ließen.

Von Pensionen war damals in Seelisberg keine Rede, und wir wohnten in zwei kleinen Zimmern beim alten Kaplan, der mit einer eben so alten Köchin haushielt. Das Holzhäuschen war hübsch gelegen, gegenüber von Gersau. Man spazierte viel im Freien durch Wald und Wiesen, plauderte, zeichnete und pflückte Blumen, womit alle Töpfchen der Küche gefüllt wurden. Unsere Plage in den niederen Stuben waren die Fliegen, welche der alte Herr mit großer Fertigkeit auffieng und an der Seite seines langen Rockes zerrieb, der davon wie ein Spiegel glänzte. Gegen

uns Kinder war er voller Güte. Von ihm rührt das Räthsel, das er mir stellte: „Wer hat mehr Bart, der Bartlimee oder der Albert?“ — Nach drei Wochen kehrte der Vater gestärkt an seine Arbeit zurück.

Ein ander Mal begleiteten wir ihn nach Engelberg. Wir nahmen in Stans ein hartes Bernerwägeli, mit einem Klepper bespannt, dem man die Rippen zählte, und von einem nebenher laufenden Jungen geführt, dessen Kleid auf dem Rücken zu unterst mit bunten Lappen geflickt war. Wir langten Abends spät recht gerüttelt in Engelberg an. Desto herrlicher war der Morgen, als wir den Kreis hoher Felsmassen entdeckten, die glänzende Eiskuppel des Titlis, die dunkeln Zähne der Spannörter, den mächtigen Engelbergerstock u. s. w. Unserm Vater, als dem eidgenössischen Kanzler, wurde große Ehre erwiesen: wir wohnten in den schönen Gastzimmern des Klosters und speisten an der reichen Tafel des Herrn Abtes. Nachmittags zeigte man uns die Kostbarkeiten des Klosters, nämlich die an alten, zum Theil seltenen Werken reiche Bibliothek und mit nicht geringerem Stolz in den Gewölben die Käsebibliothek aus Tausenden in Reih und Glied aufgestellten Käsen. Der Reichthum des Klosters besteht nämlich in ausgedehnten Alpen, deren Ertrag gehörig verwerthet wird.

1819 erreichte ich mein 14. Jahr, und es fragte sich, was man mit mir weiter anfangen wolle. Wie bisher konnte es nicht fortgehen, sollte nicht ein ganz unnützes Menschenkind aus mir werden. Ich war ein schwächliches, unanstelliges Bübchen, mit blassem Gesicht, verwachsenen Augenbrauen und einem schlecht gestrichenen dunkeln Haar, so daß mich Jemand mit einem Schusterjungen verglich. Wegen meiner häufigen Kopfleiden und als Folge unseres Wanderlebens hatte ich keinen geordneten, konsequenten Unterricht genossen und stand im Wissen meinen Altersgenossen nach, während die Liebhabereien, das Lesen von Reisebeschreibungen, das Sammeln von allerlei Naturgegenständen,

das Zeichnen derselben mit Eifer betrieben wurden und die Imagination beschäftigten. Noch trauriger sah es nach andern Seiten aus. Da ich nie rechte Freunde gehabt und mich nie an anderen gerieben hatte, war ich furchtsam, menschenscheu, andern gegenüber unsicher und schweigsam. Dazu kam ein großer Mangel an Gedächtniß; ich war unfähig, Verse und Lieder auswendig zu lernen, oder Geschichten, die ich gehört hatte, wieder zu erzählen. Dieser Mangel blieb in der That der Stein des Anstoßes durch mein ganzes Leben und hinderte mich, den Rang einzunehmen, der meinen sonstigen Anlagen und meiner Beharrlichkeit vielleicht entsprach. So wurde es denn nothwendig, die verschlossene Natur in eine geistig und körperlich belebte Welt zu versetzen, in welcher der ganze Mensch sich üben und entfalten konnte.

Nach langer Ueberlegung, namentlich unter Zuzug des Arztes, wurde Hofwyl, oder wie die Leute im Lande sagen, der Wylhof, gewählt. Damit beginnt auch meine reifere Jugendzeit.

## 2. Hofwyl.

Während die Anstalten Pestalozzis sichtlich ihrem Niedergang zueilten, blühte die Anstalt Fellenbergs immer kräftiger empor. Und doch war Fellenberg zu nichts weniger als zum Erzieher geschaffen. Seine strengen Züge, seine erkünstelte Freundlichkeit und Herablassung, sein keinen Widerspruch duldender Wille, sein Mangel gemüthlicher Hingabe schreckte die Jugend ab. Im Grunde hatten seine Bestrebungen einen rein philanthropischen Charakter, einmal nach der Landwirthschaft hin, die er durch Herstellung und Einführung von mancherlei Maschinen zu heben suchte, zweitens mit Rücksicht auf das Armenwesen, indem er für arme Kinder eine Musterschule und unter der vortrefflichen Leitung Wehrli's, des nachmaligen Seminar-

direktors von Thurgau, eine Lehrerschule gründete. Diese beiden hochverdienstlichen Unternehmungen trugen wenig ein, verlangten dagegen bedeutende Mittel, und dies war der nächste Grund zur Einrichtung einer Erziehungsanstalt für höhere Stände. Dadurch wurde zugleich für die Erziehung und Ausbildung seiner drei Söhne Wilhelm, Fritz und Emil am besten gesorgt.

Die äußern Umstände waren der Entwicklung der Anstalt ungemein günstig. In Deutschland war der freiheitliche Aufschwung, der den Sturz Napoleons zu Stande brachte, noch nicht verrauht, vielmehr unterstützten ihn die Regierungen, so lange er ihren dynastischen Interessen nicht gefährlich wurde. Andererseits schwärmte Kaiser Alexander von Rußland, nachdem er vom Bewunderer des französischen Eroberers zu dessen heftigstem Gegner umgeschlagen hatte, für Volksbeglückung, ohne noch, was später geschah, sich des Widerspruchs derselben mit den russischen Staatsgrundsätzen bewußt zu sein. Hofwyl, von dem berühmten Philanthropen Fellenberg auf dem freien Boden der Schweiz gegründet, galt als Pflanzschule liberaler, humaner und männlicher Ideen und zog aus allen Ländern Schüler an sich. Zu meiner Zeit weilten z. B. daselbst zwei Fürsten Suwaroff, Enkel des berühmten Feldherrn, zwei Fürsten Schumaloff, von denen der Ältere der Vater des Botschafters in Berlin war, ein Fonton, später russischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt, zwei Prinzen von Württemberg, Wilhelm und Alexander, zwei Prinzen von Hildburghausen, der Sohn des Ministers Montgelas von München, zwei Grafen von Uechtriz, zwei Söhne des Generals Reipperg, des Begleiters der Marie Louise, zwei Freiherren von Münchhausen von Hannover, zwei Owen aus England, deren einer, Robert, der berühmte Stifter einer Sozialistenkolonie in Amerika wurde u. s. w. Auch viele Schweizer aus allen protestantischen Kantonen waren da, von denen mehrere später zu höhern Würden gelangten, die aufzuzählen hier unnöthig ist.

Während meines Aufenthaltes stieg die Zahl der Zöglinge auf 120. Jeder erhielt eine Nummer — ich Nr. 11 —, welche auf alle Effekten, Bücher und Schriften gezeichnet wurde. Von den jüngern arbeiteten 20 in einem Zimmer und schliefen in einem Dortoir. Von den mittlern wohnten 6—8 miteinander; den 8 ältesten wurden eigene Zimmerchen mit Alcove überlassen, ein Vortheil, der mir in den sechs letzten Monaten meines Aufenthaltes zu Theil wurde. All' die verschiedenen Elemente unserer Kolonie lebten mit und durch einander und wurden in Kleidung, Wohnung, Verköstigung, Unterricht und Behandlung vollkommen gleich gehalten. Von Titulaturen war keine Rede, selbst das unvermeidliche „von“ wurde weggelassen. So bildete sich ein sehr trauliches Leben, die Gleichgesinnten fanden sich und schlossen Freundschaften, die durch das ganze Leben aushielten. Als ich nach 40 Jahren der Trennung mit den Suwaroffs zusammentraf, begrüßten wir uns mit dem altgewohnten „du“ und mit einer freundschaftlichen Umarmung. Nur in einem Punkt bestand zwischen uns ein großer Unterschied, nämlich im Pensionspreis, der für die Schweizer 1000 Fr. nicht überstieg, bei den Fremden auf das 10 und 15fache stieg. Dadurch wurde das Pensionat zur Milchkuh von ganz Hofwyl.

Hofwyl — oder wie die Leute des Landes umgekehrt sagten, Wylhof, bildete fast ein kleines Dorf. In der Mitte stand das „Schloß“, ein stattliches Haus mit Glockenthurm, wo Fellenberg und seine Familie wohnten und die Bureau untergebracht waren. Im Westen dehnten sich die weitläufigen landwirthschaftlichen und Armen-Gebäude aus. Im Süden und Osten lagen vier Häuser, das erste für Arbeits- und oben für Schlaf-Säle der Zöglinge, das zweite für den Turnraum und oben für die Lehrerwohnungen bestimmt; das dritte enthielt Schulzimmer, das vierte ebensolche nebst Speisejaal. Ein fünftes für das Seminar und die Lehrerwohnungen lag etwas ab gegen Münchenbuchsee

hin. Endlich entstand während meines Aufenthaltes ein sechster, ungeheurer Bau, der stundenweit wie ein großes Fabrikgebäude erblickt wurde und allein schon den größten Theil der Zöglinge zu fassen vermochte. Zwischen den Häusern breiteten sich viele Spielplätze und Anlagen aus; im Osten trat man in ein buschiges Wäldchen mit zahlreichen Ruheplätzen; außerhalb dehnte sich ein weites Areal aus, auf welchem jeder ein Gärtchen erhielt, auf dem er Blumen ziehen oder Salat, Kresse, Rettige und Gurken pflanzen konnte. Zahlreiche Obstbäume waren gleichfalls unserer Kontrolle überlassen.

Als ich zum ersten Mal in das bunte und laute Treiben der Anstalt eintrat, erfüllte mich dieses, nach dem stillen, weichen Leben im Elternhause mit Angst und Schrecken. Statt mich in den Strudel frischen Lebens fortreißen zu lassen, suchte ich wochenlang einen verborgenen Winkel, um an meinem Unglück zu zehren. Ganze Nächte wurden durchweint und des Tages ellenlange Jammerbriefe nach Hause geschrieben, um eine Erlösung zu erflehen. Die übrigen Zöglinge betrachteten mich anfangs mit Theilnahme und kamen mir freundlich entgegen. Bei einzelnen jedoch erwachte bald die Versuchung, mich zu necken und zu foppen. Man wendete mir die Blätter meiner Hefte um, verbarg mir die Feder, blies mir Abends das Licht aus oder zog mir beim Absitzen den Stuhl hinweg.

Das Spiel wurde zuletzt allzu arg. Als ich einmal im hohen Winter unter meine Bettdecke kroch, stießen meine Füße auf einen eiskalten Gegenstand. Es war die Wasserflasche, die, von einem Papierpfropfen verschlossen, mir ins Bett gelegt worden war. Das Wasser war ausgeflossen, und die alte Mädeli mußte das Bett ganz neu herstellen; ich aber nahm mir vor, den bald erkannten Uebelthäter tüchtig zu strafen. Es konnte kein anderer sein, als der ältere Meiperg, der mit einem hübschen deutschen Gesichtchen ein großes Maß von Eitelkeit und Uebermuth

verband. Am Morgen also fiel ich unvermuthet über ihn her, und da ich mich stärker fühlte als er, prügelte ich ihn rechtfchaffen durch. Von da an ließ man mich ruhig, ich gewann aber ein gewisses Selbstgefühl und fieng an, mich unter die andern zu mischen und ihre Spiele zu theilen. Die Umwandlung meines Innern ging so rasch vor sich, daß ich nach sechs Monaten meinen Eltern schreiben konnte: „Ich bin ganz glücklich und danke Euch, mich nach Hofwyl gebracht zu haben.“

Wie schon gesagt, verfolgte Herr Fellenberg im Grunde ganz andere Ziele, als das höhere Erziehungswesen, was ihn nöthigte, für seine Anstalt einen eigenen Vorsteher zu suchen, dem er Alles und Jedes übergeben konnte. Er fand denselben zu meiner Zeit in der Person des Herrn Christian Lippe von Braunschweig. Seinem Aeußern nach war Herr Lippe ein kleiner Mann mit großem Oberkörper und einem gewaltigen Kopf, dessen reiches, blondes Haar, freundliche, blaugraue Augen und beweglicher, ausdrucksvoller Mund an ein großes Kind erinnerten. Sein geistiges Wesen war voller Freundlichkeit und Annehmlichkeit; durch sein reiches Wissen, seine Menschenkenntniß und Vielseitigkeit war er in seltenem Maße geeignet, die Jugend zu verstehen und ihr Zutrauen zu gewinnen. Er huldigte dreien Grundsätzen, die sich der Pädagog nicht genug einprägen kann: erstens, jeden Knaben in seiner Eigenthümlichkeit zu fassen und nicht in eine allgemeine Form zwängen zu wollen; zweitens, die jungen Brauseköpfe von Morgens bis Abends zu beschäftigen, drittens endlich, sich aller Bevorzugung zu enthalten und alle mit einer gleichen unparteiischen Liebe zu umschließen.

Um den zweiten Grundsatz, weitaus den schwierigsten, zu verwirklichen, wurden die 120 Zöglinge zu einer Republik organisiert, die ihre Verfassung und ihre Gesetze hatte. Die älteren Schüler von 17 und 18 Jahren berieten sich Monate lang im Beisein von Herrn Lippe und brachten ein Grundgesetz zu Stande,

das sie als ihr eigenes Werk betrachteten, während im Grunde die reiferen und praktischeren Ansichten des Vorstehers darin ihren Ausdruck fanden. Von seiner Seite mochte wohl auch die Verbreitung republikanischer Ideen mit Rücksicht auf das spätere Leben in Absicht stehen. Auf einige hochtrabende Paragraphen über Menschenrechte folgten ganz angemessene Abschnitte über die Anordnung des ganzen Lebens der Jünglinge, ausgenommen natürlich, was den Unterricht betraf. Das ganze Volk war in Kreise getheilt, deren jeder einen Kreisrath wählte. Diese bildeten einen oberen Rath, der in Gegenwart des Vorstehers die obere Leitung handhabte. Besondere Beamten überwachten das Gartenwesen, die Zimmerordnung, die Spiele im Freien, endlich die Armenpflege, die mit besonderer Sorgfalt geübt wurde, eine Stelle, welche lange mit großem Eifer von Alexander Suwaroff vertreten wurde. Er besuchte wöchentlich zahlreiche arme Familien im Umkreis einer Stunde, theilte ihnen aus dem Ertrag der wöchentlichen Sammlungen Unterstüzungen aus und übergab ihnen auf die Winterszeit, was das wichtigste war, Ziegen, deren wir an 60 besaßen und welche im Sommer auf die Berge geschickt wurden, von wo sie nachher mit jungem, munterem Nachwuchs wieder zurückkehrten. Zwei prachtvolle riesige Ziegenböcke waren auf das Ziehen eines zweiplätzigen Wägelchens dressirt.

Wir hatten endlich ein eigenes Gericht aus den bestangesehenen Jünglingen, dem die Untersuchung und Beurteilung kleiner Vergehen, freilich ohne Gesetzbuch, zukam; dessen Machtvollkommenheit gieng so weit, daß, als einst ein junger Holländer sich mehrerer Lügen und Entwendungen schuldig machte und das Gericht dessen Ausschluß aus der Anstalt verhängte, dies Urtheil von Herrn Fellenberg gutgeheißen und vollzogen wurde. Dies alles gab unendlich viel zu besprechen und zu verhandeln und wurde für Viele eine ernste, in hohem Grade bildende Beschäftigung. In allem übrigens hatte Herr Lippe die Hand im Spiele;

indem er anscheinend zu uns herabstieg und unsern Rathschlüssen sich unterzog, hielt er die Fäden der Maschinerie und brachte seine eigenen Ansichten zur Geltung. Er entzog sich selbst unseren etwas wilden Spielen nicht, wenn an einzelnen gar schönen Nachmittagen diese an Stelle des Unterrichtes traten. Es war uns eine Freude, ihn mit seiner weißen Zwilchjacke auf seinen kurzen Beinen am Ballspiel mit uns herumrennen zu sehen, wobei es keinem von uns einfiel, über die drollige Figur zu lachen. Er war ganz mit und unter uns, mehr als Freund, denn als Meister.

Mein stilles, zurückhaltendes Wesen ließ mich in unserer Republik zu keinen hohen Ehren gelangen, doch verschaffte mir Herr Lippe, von dem freundlichen Gedanken getrieben, für mich die Laufbahn meines Vaters vorzubereiten, die Stelle eines Rathschreibers. Die paßte wenig zu meinen Neigungen, und er mußte mir mehrmals unter der Hand helfen, mein holperiges Protokoll ins Reine zu bringen. Nichtsdestoweniger war ich, wie die meisten meiner Freunde, für unsere Verfassung begeistert; ich schrieb das zolldicke Heft vollständig ab und bereue noch heute, das merkwürdige Opus auf Nimmerwiedersehen aus der Hand gegeben zu haben.

Im ersten Jahr gehörte ich zu den kleinen und hatte meinen Arbeitstisch neben 20 andern in einem großen Saale. Nachher kam ich mit 6 andern in ein besonderes Zimmer, wo wir ein fröhliches, gemüthliches Leben führten. Es wurde tüchtig geacht, daneben viel raisonnirt und discutirt. Morgens vor fünf Uhr schlich sich im Herbst der eine oder der andere ins Freie, um die Vogelschläge zu prüfen und im Obstgarten, als der erste, die herabgefallenen Äpfel aufzuheben, welche dann im Laufe des Tages auf dem eisernen Ofen gebraten wurden. Zwischen den Vorfenstern auf Lännchen zwitscherte eine Schaar zierlicher Meisen, Blau-, Kohl-, Spiegel- und Haubenmeisen. Man ließ sie oft

zum Schaden der Bücher und Hefte im Zimmer herumfliegen und freute sich, sie im Frühling wohlgenährt wieder in Freiheit zu sehen. Einige derselben, die wir uns merkten, kehrten nach einem Jahre willig wieder in die Gefangenschaft zurück. Auch Mäuse, an denen es nicht fehlte, hegten wir; unter ihnen war eine, wohl aus Alter, weiß gefleckt, so zahm, daß sie Brodkrumen aus der Hand wegholte.

Wohl die schwächste Seite der Anstalt lag in dem wissenschaftlichen Unterrichte, dem wegen des häufigen Wechsels der Lehrer und der Unerfahrenheit mehrerer derselben Methode und Konsequenz fehlte. Es war die Zeit, da in Deutschland die Reaktion begann; die auf den Hochschulen genährten Freiheitsideen erschienen gefährlich und die Vertreter derselben, zum Theil sehr begabte, geistreiche Männer, hielten sich in der Heimat nicht mehr für sicher. Besonders wurden die Führer der Burschenschaft oft ohne Urtheil aus ihren Stellen verdrängt und suchten dann im Auslande eine zeitweilige wissenschaftliche Thätigkeit. So erschienen denn im gastlichen Hofwyl der Turnerkönig Völker, der tiefe Denker Wönnich, der begeisterte Kortüm, der grübelnde Philosoph Zimmermann, der Sprachgelehrte Limbrecht u. s. w. Natürlich hatten die Herren andere Interessen im Kopfe als den Schulunterricht und dozirten nach den verschiedensten Methoden und Ansichten. Für mehrere war Hofwyl eine erste Probeschule, um baldmöglichst an eine höhere Schule überzuspringen. Als Beispiel der Zerfahrenheit, die oft herrschte, kann ich anführen, daß mir in drei Jahren, da mir die alten Sprachen nicht in den Kopf wollten, im Lateinischen 13 Privatlehrer zugetheilt wurden.

In meinen Stunden machten sich meine Anlagen unbewußt geltend; der junge Mensch vernachlässigt nur, was ihn nicht anspricht. In den alten Sprachen — das Griechische hatte man von vornherein aufgegeben —, in der Geschichte, in der Philo-

sophie, in der Litteratur, kurz in allen Gebieten, die nicht an die Beobachtung anknüpften, blieb ich ein Stümper. In der Mathematik dagegen wetteiferte ich mit dem Russen Fonton um den ersten Rang in der Klasse, obgleich das Fach von Dr. Eckert, einem Schüler von Schweins in Heidelberg und nachmaligem Professor in Basel, keineswegs anziehend gelehrt wurde. Tage und Nächte hindurch konnte ich an meinen geometrischen Problemen grübeln; einmal sogar kam mir die Lösung im strengsten Wortsinne im Traume; denn beim ersten Erwachen aufgeschrieben, erwies sie sich nachmals als vollkommen richtig. Physik und Chemie wurden, leider etwas unbefriedigend, vom Arzte des Hauses, dem gutmüthigen Dr. Strauß, gelehrt. Er war ein kleiner, in gelben Flaus gehüllter Mann mit ungekämmten Haaren, stark schielenden Augen, einer unersättlichen Tabaksnase und höchst unanstößigen Händen, denen kein Versuch gelang, was ihn nicht hinderte in seinem Texte fortzufahren, als wäre Alles erwiesen. Der Naturgeschichte endlich, bei dem freundlichen Dr. Albert Schmidt, war leider eine ganz ungenügende Zeit angewiesen. Der Unterricht war überhaupt auf allgemeine Bildung berechnet und schloß spezielle Uebungen aus.

Im Französischen, namentlich in der Aussprache, hatte ich von Haus aus einen großen Vorsprung vor meinen deutschen Mitschülern. Daher waren mir die Lektüren und Deklamationen der französischen Klassiker bei dem lebhaften kleinen Comte de Villeveille eine wahre Freude, zumal wenn man sich an einem schattigen Plätzchen im Wäldchen etablirte. Graf Villeveille, ein in den ersten Pariserkreisen gebildeter flüchtiger Royalist, war von Herrn von Fellenberg aus Mitleid aufgenommen worden und zahlte seinen Aufenthalt durch Litteraturstunden und als Zeremonienmeister hoher Gäste. Wir hätten seine schön von Anekdoten unterspickte Konversation noch mehr genossen, hätten nicht freche Fliegen und Wespen seinem kahlen Schädel so arg

zugesezt und unsere Aufmerksamkeit zerstreut. Im Zeichnen bei dem stets heiteren und an Einfällen reichen Kupferstecher Leopold aus Berlin machte ich große Fortschritte und übte mich im Zeichnen von Gypsmodellen und am Portraitiren einiger Freunde. Der Musik blieb ich trotz manigfacher Versuche ganz unzugänglich. Wie für das Auge der Farben-, so fehlte dem Ohre der Toninn. Vom Tanzen wollte ich nichts wissen, diese Kunst schien mir des Namens unwürdig. Hingegen bemühte ich mich, durch fleißiges Turnen meinen schwächlichen Körper zu kräftigen, was bis auf einen gewissen Grad wirklich gelang. Nichtsdestoweniger fand man mich nicht stark genug, die Fußreisen der Sommerferien, die bis nach Tyrol und Norditalien hinausreichten, mitzumachen, daher ich diese Wochen stets im Elternhause zubrachte.

Nicht immer verliefen diese Besuche ganz harmlos. Einmal sollte ich den Bruder in Bern abholen, und man erlaubte uns, mit eigenem Pferd und Char à banc über Solothurn und Narau nach Zürich zu fahren, wo die Eltern wohnten. Mein Bruder als der ältere, erfahrenere, Kutschirte; doch kam mir auf der schönen Chaussee nach Olten die Lust an, auch meinerseits die Kunst zu zeigen. Einige Zeit ging es ganz gut, doch einmal zog ich aus Versehen am falschen Leitseil und das folgsame Kößchen trabte ganz lustig den Abhang hinunter in die Wiesen. Wir konnten hinauspringen, hatten aber Mühe, das unverkehrte Gefährte wieder auf die Straße hinaufzubugsiren. Von da an wollte der Bruder nichts mehr von meiner Kutscherei wissen; doch erfuhr ich die Schadenfreude, ihn in Narau, wo eben Jahrmarkt war, zwei Mal in die Räder der Bauern fahren zu sehen, was uns einen Regen von Schimpfworten zuzog.

Ein andermal sollte ich um 9 Uhr in dem 20 Minuten entfernten „Wirthshaus zum Sand“ den Postwagen nehmen, der von Bern nach Zürich fuhr. Ich traf aber einige Sekunden zu spät an und sah den Wagen eine kleine Strecke vor mir dahin-

rollen. Zurück mochte ich nicht und hoffte denselben, einen Turnerlauf antretend, wieder einzuholen; das war aber vergeblich, auf jeder Station war er wieder abgereist und entschwand endlich vollständig meinen Blicken. Dennoch setzte ich meinen Lauf fort, bis ich schließlich, ich glaube an der „Kreuzstraße“<sup>1)</sup>, erschöpft zusammensank. Den folgenden Tag brachte mich ein kleiner Wagen nach Zürich, wo ich mit heftigen Kopfschmerzen, dem Anfang einer Gehirnentzündung, eintraf. Drei Wochen lag ich schwer krank darnieder, doch richtete mich eine richtig angebrachte Aderlässe auf — ich sehe noch heute das Blut in die Höhe spritzen —, ein Mittel, das unsere heutigen Aerzte ignoriren, so wirksam es in manchen Fällen sich erweist.

Um das Kapitel des Unterrichtes abzuschließen, erübrigt es, noch ein Wort über die Rolle zu sagen, welche die Religion in Hofwyl einnahm. Täglich des Morgens und Abends versammelte Herr Lippe die Zöglinge zur Lektüre eines Abschnittes der Lutherbibel oder zu einer die Tagesereignisse prüfenden Betrachtung, oder endlich einfach zu einer belehrenden Erzählung. Bei der bunten Zusammensetzung der Zuhörerschaft aus Lutheranern und Reformirten, römischen und griechischen Katholiken blieb hierbei alles Dogmatische ausgeschlossen, und der Vortrag stützte sich einzig und allein auf die christliche Moral. Am Sonntag kamen ein Pope und ein katholischer Priester nach Hofwyl; die protestantischen älteren Zöglinge konnten nach Buchsee in die Kirche gehen, den jüngeren hielt Herr Lippe wieder eine christliche Belehrung, die sich meist um die Ausübung der christlichen Liebe bewegte. Den Konfirmationsunterricht erhielt ich nebst einigen andern Bernern durch Pfarrer Baggesen, der zweimal wöchentlich

---

<sup>1)</sup> Ist wohl die „Kreuzstraße“ bei Langenthal zu verstehen? Die Leistung wäre eine ganz außerordentliche, denn sie ist 35 Kilometer von Hofwyl entfernt.

von Bern nach Hofwyl kam. Als Freund meiner Eltern nahm er sich angelegentlich meiner an, und wenn ich seinen herzlichen und eindringlichen Unterricht nicht erfolgreicher aufnahm, so lag es an meiner Zerstreutheit und nicht an seinen Belehrungen. Er blieb mir übrigens in der Zukunft ein treuer Freund, auf dessen Rath und That ich zählen durfte.

Wie alles Schöne auf der Erde, sollte auch unser freudiges Leben in Hofwyl ein Ende nehmen. Der ältere Sohn des Herrn Fellenberg, Wilhelm, war von der Universität zurückgekehrt und sollte nun trotz seiner Abneigung zum Vorsteher des blühenden Institutes werden, was am einfachsten geschah, wenn Herr Fellenberg selbst beispielsweise auf einige Zeit die Leitung desselben übernahm. Herr Lippe wurde nach langen Dienstjahren entlassen und unsere Verfassung, da sie zu unabhängige Köpfe erzog, einfach aufgehoben. Diese Aenderung galt in unseren Kreisen als ein Staatsstreich, gleich wie wenn einem Staate sein Grundgesetz vernichtet und durch die Allgewalt eines Einzelnen ersetzt wird. Wir, die älteren, fühlten uns tief verletzt und traten in eine oppositionelle Stellung, die bei vielen kleinen Anlässen sich Luft machte. Die Handhabung des neuen Regimentes bestand im Wesentlichen in der Berufung einer täglichen Versammlung aller Zöglinge durch Herrn Fellenberg, in welcher nach einer christlichen Ansprache die Ereignisse des Tages durchgenommen und beurtheilt wurden. Einmal trat Herr Fellenberg, von einem Ausritt zurückkehrend, mit Stiefeln und Sporren, durch irgend etwas übel gelaunt, in die Versammlung und vergaß sich soweit, in unserer Aller Gegenwart einen Schuldigen für eine Kleinigkeit zu züchtigen. Der Bestrafte war Constantin Suwaroff, ein durchaus harmloser Mensch. Das brachte unsere Unzufriedenheit zum Ausbruch; unter Murren und Vermünschungen standen wir auf und verließen den Saal. Der offene Aufruhr wurde durch Wegweisung mehrerer Schüler unterdrückt.

Der strengen Zucht ungeachtet beschlossen die älteren Schüler Herrn Fellenberg einen Streich zu spielen, nämlich die ausgewiesenen Schüler durch einen Abschiedscommerz zu feiern. Unser zwölf stiegen wir Abends nach 11 Uhr, da alles schlief, durch ein offenes Fenster des Erdgeschosses in's Freie und zogen durch den finstern Wald nach der Kneipe von Bremgarten, wo in studentischer Weise mit Vortrinken, Hochrufen und Vereats der feierliche Akt abgehalten wurde. Um 2 Uhr mußte wieder aufgebrochen werden, was mit Schwierigkeit geschah, weil zwei der Helden nicht mehr gehen konnten; sie wurden auf einem einspännigen Wägelchen in Stroh gelegt und heimgezogen. Wir gelangten ohne Unfall an unser offenes Fenster im großen Hause, konnten die Kranken in ihre Zimmerchen schaffen und uns selbst unter die Decken verkriechen. Weder die Dienerschaft des Hauses, noch die in demselben wohnenden Lehrer, noch endlich der Nachwächter, der mehrmals die Runde machte, merkte etwas, so daß Fellenberg auch gar nichts erfuhr. Unter Herrn Lippe wäre ein solches Unterfangen nie vorgekommen, und es mag als Beweis dienen, daß eine Erziehung ohne Liebe ihren Zweck niemals erreichen kann. Wir aber waren ganz stolz auf unsere That.

Von da an trat in dem Schicksal des armen Herrn Lippe eine böse Wendung ein. Zwar gelang es ihm nach mehreren verlorenen Jahren, mit der Unterstützung früherer Zöglinge aus dem Elsaß neuerdings und zwar auf dem unbenützten, der Regierung von Margau gehörenden Schloß Lenzburg eine Anstalt zu gründen; allein sie gedieh nie recht. Der Umbau des alten, weitläufigen Gebäudes verschlang bedeutende Summen. Es fehlten die Mittel, um tüchtige Lehrer anzustellen und den weitläufigen Haushalt, mit dem eine Landwirthschaft verbunden war, in Gang zu halten; vor allem aber blieb die Schülerzahl aus, von der allein ein Gedeihen zu erwarten war. Vollends verwirrte sich die Lage, als Herr Lippe, bereits ein alter Junggeselle, den Ent-

schluß faßte, eine 19jährige Nichte, deren Erziehung er übernommen, sich zur Gattin zu wählen, in der Meinung, der zerfallenden Haushaltung wieder Festigkeit zu geben. Er konnte das jugendliche Wesen seiner Frau nicht mehr verstehen, stellte unbillige Forderungen an dieselbe und nährte Gedanken der Eifersucht mit Bezug auf jüngere Lehrer, die das Verhältniß vollends trübten. Es war wohl ein Glück, daß er nicht lange nachher erkrankte und starb. Mit ihm verschied ein Mann, der als Erzieher in günstiger Lage Vorzügliches geleistet hätte; denn er erkannte und erfaßte die Jugend mit seltener Einsicht und Liebe und wußte die ideale Seite ihres Geistes mit seltenem Geschick zu wecken und fruchtbar zu machen. Mir blieb er bis zu Ende ein lieber Mann und guter Freund.

Nach all den Geschichten, an denen ich persönlich nur in zweiter Linie Theil nahm, war meines Bleibens in Hofwyl kein langes mehr. Auf meine Bitten erlaubte mir mein Vater im Frühjahr 1823 die Anstalt zu verlassen, und ich verließ sie unter ebenso unfreundlichen Eindrücken, als ich sie 1819 betreten hatte. In anderer Hinsicht hatte Hofwyl seinen Zweck erreicht: Meine Verweichlichung und meine Verwöhnung waren gewichen und hatte Grundsätzen der Abhärtung und Entfagung Platz gemacht; der Geist hatte manche allgemeine, aber wenig spezielle Kenntnisse erworben und ideale Ziele gewonnen; es waren Entschlüsse aufgetaucht Recht und Pflicht zu üben und ein nützlich Glied der Gesellschaft zu werden, daneben jedoch auch ein Selbstvertrauen, das vom Bösen war und mir später manche Enttäuschung bereitete.

#### Meine Hofwyl'schen Bekannten.

2 Prinzen Souwaroff, Alexander und Constantin; }  
ersterer Gouverneur der Ostseeprovinzen, später } Rußland.  
von Petersburg, }

2 Fürsten Schumaloff, André und Adolf; ersterer Vater des Gesandten in Berlin,	} Rußland.
Paul Krißzoff, wurde Jesuit,	
Felix Fonton, später Gesandter am Bundestag,	
Robert Owen, wurde Gründer einer Sozialisten- Kolonie in Amerika,	} England.
Eduard Errington,	
Tytter,	
Gladston (?)	
2 Prinzen Württemberg, Alexander und Wilhelm,	} Deutschland.
2 Prinzen Hildburghausen,	
2 v. Meipperg, Söhne des Generals und Be- gleiters der Kaiserin Marie Louise,	
Max Mongelas, Sohn des bayerischen Ministers,	
2 Freiherren von Münchhausen, von Hannover,	
2 Grafen Uechtriz,	
v. Oppersdorf,	
Nimé von Chapeaurouge, aus Hamburg,	
Eugen Boß, von Trier,	
2 Hofer, Mathieu und Nicolaus,	
J. Jacques Burkhard von Gebmlyer,	
Albert Schlumberger,	} Elsaß.
Pierre Thierry,	
Christoff Burkhardt,	} Basel.
Iselin,	
Streckeisen,	
2 Vischer, der eine später Professor und Erziehungs- direktor,	} Aargau.
2 Mag, Eduard und Alfred, von Schöftland,	
Karl Man, von Bern,	} Bern.
Fritz v. Werdt, von Toffen,	
Armand v. Werdt,	

v. Wattenwyl,	}	Bern.
2 Freudenreich, Alexander und Edmund,		
Berchtold von Müllinen,		
2 Fischer, Karl und Eugen, von Oberhofen,		
2 Fellenberg, später Pfarrer und Professor,	}	Zürich.
3 Fellenberg, Wilhelm, Fritz, Emil, von Hofwyl,		
Hermann Werdmüller,		
Hottinger, von Paris,	}	Appenzell.
Kaspar Zellweger, Sohn des Philanthropen,		
2 Schieß, der eine später eidg. Kanzler,		
August v. Gonzenbach, Staatschreiber,	}	St. Gallen.
Ein anderer Gonzenbach,		
Kuster,		
Bion, Vater des Pfarrers,		
2 Nag, Eduard und Alfred, von Schöftland,	}	Aargau.
Spengler,		
Schindler, später Landammann,	}	Glarus.
Henry Couvreu, von Beven,		
Van Nuyden,	}	Waadt.
Hippolite de Saussure,		
Cérenville, Dr.,		
Henry de Saussure,	}	Genf.
Rocco Bignami,		
Carlo Leutwein, Schwiegersohn Fellenbergs,	}	Italien.